

Gender: Eine Konfrontation mit der Psychoanalyse und ihre politischen Implikationen

Vortrag: Nicht-endbereinigtes Manuskript!

Tove Soiland

1. Zwei Vorbemerkung

1a) Dilemma

Ich nehme ein Dilemma zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen, das sich jeder psychoanalytisch informierten Geschlechtertheoretikerin stellt. Mein Ausgangspunkt ist das Dilemma, dass die Psychoanalyse zwar über ein komplexes Verständnis geschlechtlicher Subjektivierung verfügt, die der Subjektwerdung zugrundeliegenden Strukturen jedoch für unveränderlich hält. Umgekehrt verfügt die Soziologie, die nach der Wandelbarkeit dieser Strukturen fragt, über keine genügend komplexe Theoretisierung von Geschlecht, womit ihre Vorstellung von Wandelbarkeit nicht wirklich greift. Die Psychoanalyse verspürt keine Notwendigkeit zu einem solchen Wandel, weil sie an diesen Strukturen nichts erkennen kann, das für Machtverhältnisse oder gar Hierarchisierungen zwischen den Geschlechtern verantwortlich sein soll. Sie hält die Geschlechterdifferenz für das zentrale Konstituens der menschlichen Subjektivierung und befürchtet, dass die Befragung der hier zugrundeliegenden Strukturen resp. deren Konzeptualisierung als gesellschaftlich bedingt zu einer Negierung der konstitutiven Rolle der Geschlechterdifferenz in der Subjektwerdung führe. Diejenigen umgekehrt, die nach der gesellschaftlichen Bedingtheit dieser Strukturen fragen: soziologische Sozialisationstheorien einerseits und andererseits die bei uns als ‚poststrukturalistisch‘ bekannt gewordene *gender*-Theorie, tun dies um den Preis einer wenig komplexen Vorstellung geschlechtlicher Subjektivierung, indem sie geschlechtliche Positionen primär als Geschlechtsidentitäten und diese wiederum als Effekt der Sozialisation begreifen. Kurz: Die Vorstellung von der Wandelbarkeit geschlechtlicher Positionen scheint mit einer unterkomplexen Theoretisierung von Geschlecht erkaufte werden zu müssen.

Dies ist ein Problem der Theorie, von dem ich annehme, dass es sich ganz zentral auch für die Politische Psychologie heute stellt. Soweit ich sehe, hat diese abgesehen von wenigen Ausnahmen dieses Feld in jüngerer Zeit kaum mehr bearbeitet. Das heißt aber auch, dass damit – zumindest im deutschsprachigen Raum – seit geraumer Zeit kaum mehr mit einem genuin psychoanalytischen Subjektverständnis an diese Frage herangegangen wird. Vielleicht fühlt sich die Politische Psychologie überrollt von einer Entwicklung innerhalb der feministischen Theorie, die mit dem Paradigma von *gender* beansprucht, einen nicht mehr hintergehbaren Stand der Wissenschaft in Sachen

‚sozialer Konstruktion von Geschlecht‘ zu vertreten, sodass die Frage, welche Strukturen es sind, die geschlechtliche Positionen präfigurieren, als bereits beantwortet erscheint. Heisst dies folglich, dass sich die Politische Psychologie, um aktuell zu sein, an diesen neueren methodischen Ansätzen orientieren, sich somit gleichsam ‚gendrifizieren‘ soll? Heisst mit andern Worten das Eingangstor zu einer gesellschaftstheoretischen Konzeption geschlechtererzeugender Strukturen *gender*? Inhaltlich entspricht dies der Frage, ob, was bisher ein Grundsatz der Psychoanalyse war: das Festhalten an der Geschlechterdifferenz politisch konservativ und nur die Pluralisierung geschlechtlicher Positionen als subversiv und somit politisch fortschrittlich zu erachten sei.

Ich werde argumentieren, dass gerade das nicht die Aufgabe der Politischen Psychologie sein kann und dass psychoanalytisch orientierte GesellschaftstheoretikerInnen, die sich für Geschlechterfragen interessieren, allen Grund hätten, sich kritisch in diese neuere Entwicklungen der Geschlechtertheorie einzumischen resp. dieses Feld und somit die Politisierung von für das Geschlechterverhältnis konstitutiven gesellschaftlichen Strukturen nicht einfach der *gender*-Theorie zu überlassen.

Mein zweiter Ausgangspunkt ist nämlich die Feststellung einer merkwürdigen Koinzidenz. Zum einen ist mit dem im Rahmen der US-amerikanischen *Cultural Studies* entstandenen Verständnis von *gender* eine ganz bestimmte Konzeptualisierung von Geschlecht hegemonial geworden, die das Geschlechterverhältnis vorrangig unter dem Aspekt des Zwangs zur Zweigeschlechtlichkeit und damit als eine Frage von Normen, von normativen Identitätszuschreibungen und den damit einhergehenden Ein- und Ausschlüssen thematisiert. Nun eignet dieser Prädominanz des Normativen eine gewisse Paradoxie: Wir können nämlich feststellen, dass genau in diesem Bereich, im Bereich normativer Werthaltung sich in den vergangenen 30 Jahren ein eindrücklicher Wandel vollzogen hat, ohne dass dies auf die grundlegenden Parametern geschlechtlicher Ungleichheit (**Einkommensunterschiede, Vermögensverhältnisse und politische Einflussmöglichkeiten, um nur die wichtigsten zu nennen**) einen nennenswerten Einfluss gehabt hätte. Ja, wichtige Parameter geschlechtlicher Ungleichheit sind heute teilweise sogar wieder rückläufig. So müssen wir annehmen, dass es Mechanismen geschlechtlicher Hierarchisierungen gibt, die nicht nur unabhängig von normativem Wandel persistieren, sondern dass gewichtige Mechanismen geschlechtlicher Hierarchisierung vielleicht überhaupt nicht normativ vermittelt sind. Es scheint rätselhafte, dem normativen Geschehen gewissermassen vorgelagerte Tiefenstrukturen zu geben, die das Geschlechterverhältnis ebenfalls präfigurieren, die aber als solche kaum ins Blickfeld der *gender*-Theorie geraten.

Doch nicht nur das lässt Zweifel aufkommen an der Zweckmässigkeit dieser ausschliesslichen Fokussierung auf Normen, in deren Folge geschlechtliche Positionen als Identitätsfestschreibung, unklare Identitäten und Geschlechtergrenzen, mit andern Worten das Spiel mit den Geschlechtern als subversiv erachtet wird. Es scheint nämlich, dass spätkapitalistische Gesellschaften mit weniger rigiden Geschlechtervorstellungen nicht nur ganz gut leben können, sondern diese sogar brauchen. So lässt sich schwerlich mehr behaupten, dass das, was Louis Althusser einst die Ideologischen Staatsapparate genannt hat, heute noch normative Geschlechterleitbilder propagieren. Im Gegenteil: Der Staat ist von einem Produzenten konservativer Geschlechterideologien, wie wir sie von den 1950er und 60er Jahren her kennen, zum Propagandeur fortschrittlicher Geschlechterarrangements geworden. Wir sind heute mit dem Phänomen einer staatlich verordneten Gleichstellung konfrontiert, die sich nicht nur über einen breiten Konsens von links bis rechts erstreckt, sondern tatsächlich einen starken Willen zum Abbau von überkommenen Geschlechtervorstellungen erkennen lässt. Dies wird verständlich, wenn man bedenkt, dass Geschlechterstereotypen sich für spätkapitalistische Produktionsweisen gerade als dysfunktional erweisen (Annuß 1996, 513ff, Hennessy 1996); dass der nachfordistische Kapitalismus andere und neue Anforderungen an die Menschen stellt, in denen sich diese nicht länger an tradierten Rollenvorstellungen orientieren sollen (Kohlmorgen 2004, 273ff), sondern die Menschen umgekehrt dazu aufgerufen sind, im Namen der Marktfähigkeit von ihrem Geschlecht zu abstrahieren. So betrachtet stehen wir aber vor dem Phänomen, dass zeitgleich mit einem enormen Umbruch, ja, einem eigentlichen Paradigmenwechsel in den Ideologischen Staatsapparaten eine sich als radikal verstehende feministische Kritik auftaucht, deren Vorstellung von Radikalität sich in eigentümlicher Weise mit diesem Paradigmenwechsel paart. Mit dem an den *Cultural Studies* orientierten Ansatz von *gender* wird ein Verständnis von Geschlecht, das mit seiner Kritik an einem Normensystem den Feminismus nicht nur zu beerben, sondern auch zu radikalieren beansprucht, just zu dem Zeitpunkt hegemonial, wo eben diese Normen gesamtgesellschaftlich gerade im Begriff sind, massiv an Bedeutung zu verlieren. ([Bemerkung zu gegenläufigen Tendenzen](#))

1b) Zusammengehen von Marxismus und Lacanscher Psychoanalyse

So verwundert es denn nicht, dass an der aus dieser Normenkritik hervorgegangenen Strategie zur Pluralisierung und Veruneindeutigung von Identitäten verschiedentlich Kritik geübt wurde. Dabei ist es interessant zu sehen, dass sowohl von marxistischer Seite wie von an Lacan orientierten Autoren eine ganz ähnliche Kritik am subkulturellen Selbstverständnis dieser Bewegung formuliert wird. Marxistische Autoren wie Meinhard Creydt (1993) und Fredric Jameson (1986), aber auch Evelyn Annuß (1996) und in etwas anderer Weise Rosemarie Hennessy (2002) haben nicht nur wiederholt die Verschiebung gesellschaftlicher Konfliktfelder auf ein ästhetisches Feld

kritisiert, sondern heben insbesondere die völlig affirmative Aufnahme des Wandels in den Selbstverhältnissen hervor, die es nicht erlaube, nach den gesellschaftlichen Ursprüngen dieser veränderten Selbstverhältnisse zu fragen. Sie stellen die „kritische Distanz“ (Jameson 94) subkultureller Bewegungen grundsätzlich in Frage, insofern die bürgerliche Hegemonie längst selbst eine „differentialistische Form“ angenommen hat (Annuß 515), in welcher „aparte Stilgruppen“ (Creydt 183) und „partikulare Symbolgemeinschaften“ (Annuß 515) das vormals existierende Bewusstsein kollektiver Betroffenheitslagen ersetzt haben. Ganz ähnlich wird von Autoren wie Alenca Zupancic und Slavoj Zizek (2002, 2006), die dem Umfeld der neueren Lacan-Rezeption entstammen, argumentiert, dass die unendliche Vermehrung von Differenzen zu einer Art erneuter Differenzlosigkeit führe. Alenca Zupancic (2002, 172ff) beispielsweise hebt die unverkennbare Nähe dieses Denkens, das die unbedingte Bejahung der Differenzialität über jede kollektive Fassung von Subjektivität stellt und in dessen Perspektive nur das *queere* Subjekt als legitimes erscheint, zum liberalen Gedankengut hervor. Andere Autorinnen haben deshalb in diesem Zusammenhang auch von einem *queeren* Liberalismus gesprochen (Sengal 2009).

Dieses Zusammengehen von Marxismus und von an der französischen Psychoanalyse Lacans orientierten Ansätzen scheint mir nicht zufällig. Und ich meine, dass die Synthese von Marxismus und Psychoanalyse heute hier gesucht werden muss. Wenn sich für die Politische Psychologie die Frage stellt, wie das psychoanalytische Verständnis geschlechtlicher Subjektivierung im Rahmen kritischer Gesellschaftstheorie zu fassen wäre, so scheinen mir hier bereits erste Ansätze vorzuliegen. Sicherlich kann eine Synthese von Marxismus und Psychoanalyse heute nicht mehr an die Ansätze von Marcuse und Wilhelm Reich anknüpfen. Seit Foucaults Warnung, dass die Forderung nach der Befreiung eines ominösen Sexes uns nur noch tiefer in das seit dem 19. Jahrhundert entstandene Sexualitätsdispositiv verstrickt, wissen wir, dass der Sexualität nicht per se ein subversives Potential innewohnt. Foucault selbst zieht in seinem Spätwerk daraus die Konsequenzen, indem er Subjektivierung nicht länger im Rahmen eines Disziplinardispositivs denkt. Und ganz ähnlich kommen die beiden hier genannten Ansätze zum Schluss, dass wir es heute im Bereich der Subjektivierung längst nicht mehr mit normativen Festschreibungen zu tun haben, sondern dass Subjektivierung heute viel eher über etwas verläuft, das ich vorläufig und etwas hilflos mangels einer besserer Begrifflichkeit als den Imperativ zum Plural bezeichnen würde. Damit soll eine Form von Subjektivierung benannt werden, die viel eher denn über Festschreibungen über die Verführung einer in Aussicht gestellten Möglichkeit zur unendlichen Diversifizierung des eigenen Selbst operiert. Eine Form der Subjektivierung folglich, der die Klage über normative Festschreibungen, weit davon entfernt, ihre Kritik zu sein, gerade zuarbeitet.

Dies einmal festgestellt stehen wir aber vor einem theoriegeschichtlichen Problem. Wenn diese Diagnose so offensichtlich mit derjenigen von *gender* kollidiert, wie verhält sich dies zum Umstand, dass die *gender*-Theorie, die sich selbst als poststrukturalistisch versteht, sich im Wesentlichen an den bereits genannten französischen Ansätzen orientiert. Dieses Phänomen erhellt sich, wenn man einen Blick auf die Rezeptionsgeschichte wirft.

Meine These ist, dass sich in den USA eine spezifische, eben amerikanische Version dessen gebildet, was Poststrukturalismus und die französischen Theorieansätze beinhalten, die sich teilweise sehr weit von ihren französischen Wurzeln – und damit, wie ich meine, auch von deren Kritikpotential – entfernt hat. Dies trifft in besonderem Maße für den Subjektbegriff zu. Denn durch die Übernahme des französischen Subjektbegriffs in die englischsprachigen *Cultural Studies* hat sich an diesem eine entscheidende Verschiebung zugetragen, in welcher der der französischen Psychoanalyse entnommene Subjektbegriff eine Art Amalgamierung mit der US-amerikanischen Ich-Psychologie erfuhr. Die Wege und Gründe für diese Amalgamierung sind schwieriger nachzuzeichnen, als ihre Effekte greifbar sind: Ihr Effekt liegt in einem sehr spezifischen Verständnis des ‚Diskursiven‘, das dessen Machtwirkungen primär als festschreibend und geschlechtliche Positionen folglich als kohärente versteht. Und genau darin, so werde ich im Folgenden argumentieren, liegt die größte Divergenz zum französischen Sprach- und somit auch Machtverständnis. Ich möchte deshalb in einem nächsten Schritt kurz diesen Rezeptionsweg nachzeichnen, um daran anknüpfend zu erörtern, worin sich Lacans Vorstellung von Subjektivierung und hier insbesondere von der Sprachlichkeit der Subjektposition von derjenigen von *gender* unterscheidet und welche – im Vergleich zur *gender*-Theorie anderen – Implikationen dies für eine kritische Geschlechtertheorie hätte.

(Ich bin etwas ungenau, wenn ich hier vom ‚französischen Subjektverständnis‘ spreche und damit Lacan Subjektverständnis selbstverständlich mit demjenigen des Poststrukturalismus gleichsetze, wie wenn es im Umfeld des französischen Poststrukturalismus nie eine Kritik an Lacan gegeben hätte. Ich meine aber, dass trotz dieser Kritik Lacan zumindest mit seiner Subjektkonzeption nicht nur der erste war, der von der de-zentrischen Seinsweise des Subjektes gesprochen hat, sondern dass er damit wesentlich die Subjektkritik des ganzen Poststrukturalismus und somit dessen Subjektverständnis geprägt hat.)

2. Psychoanalyse versus gender

2a) Rezeptionswege

Zunächst also die Rezeptionsgeschichte: Der Kontext der *Cultural Studies* ist für die *gender*-Theorie insofern von Bedeutung, als die *gender*-Theorie sich in

ihrer Vorstellung geschlechtlicher Subjektivierung zunächst wesentlich an deren Vorstellung von Ideologiekritik orientierte. Dies hatte zur Folge, dass Fragen der Subjektivierung – im Rahmen der Ideologiekritik konzeptualisiert – als Identitätszuschreibung aufgefasst und Identitäten folglich als, zu kritisierende, Ideologeme verstanden wurden.

Vermutlich ist es diese Verknüpfung von Subjektivierung mit Ideologie, die es für jene Strömung der feministischen Theorie, die sich an den *Cultural Studies* orientierte, naheliegend erscheinen ließ, auf die damals bereits existierende Geschlechtertheorie der amerikanischen Ich-Psychologie und ihr Konzept von *gender* zurückzugreifen, zumal sie im Rahmen der *Cultural Studies* selbst keine eigenständige Theoretisierung von Geschlecht vorfanden. Robert Stoller hatte dieses Konzept in den 1960er Jahren in Anlehnung an die problematischen Arbeiten des Sexologen John Money entwickelt, von dem er den Begriff *gender* übernahm. Dieser Ansatz schien für das Anliegen einer Politisierung von Identität unter anderem deshalb attraktiv, weil diese Tradition, die dem medizinischen Diskurs um Intersexualität entstammt, den Fokus auf die soziale Formbarkeit geschlechtlicher Identitäten legte. Im *gender*-Begriff verschmolz sich so die in den *Cultural Studies* entstandene Vorstellung einer Identitätszuschreibung mit einem spezifischen Begriff von Geschlechtsidentität als einer sozial auferlegten und eingeübten Verhaltensweise, die Männer von Frauen unterschied. Erst relativ spät, nämlich in den 1980er Jahren, unternahmen es dann einige Theoretikerinnen wie Joan Scott, Denise Riley, Teresa de Lauretis und später auch Judith Butler, die sich am französischen Poststrukturalismus orientierten, den der französischen Psychoanalyse entnommenen Subjektbegriff in diesen *gender*-Begriff zu integrieren. So wurde der französische Poststrukturalismus vor dem Hintergrund dieses bereits vorhandenen Verständnisses von Identität ausgelegt, ohne dass die eigentliche Inkompatibilität dieser beiden Denktraditionen und ihres jeweiligen Subjektverständnisses noch ins Auge sprang. Obwohl sich das psychoanalytische Subjektverständnis nicht einfach in den *gender*-Begriff und dessen Vorstellung von Geschlechtsidentität übersetzen lässt, erschien es bald so, wie wenn im Kontext dieser amerikanischen Diskussion unter dem Begriff *gender* ein genuin poststrukturalistisches Subjektverständnis entstanden und darin auch die psychoanalytische Vorstellung geschlechtlicher Subjektivierung mitenthalten sei. Und es war vorrangig diese Kunde von der Existenz eines genuin poststrukturalistischen *gender*-Begriffs, die den deutschsprachigen Raum erreichte. Dass dieser *gender*-Begriff inhaltlich mindestens ebenso an die amerikanische wie an die französische Theorietradition anknüpft, ist ihm dabei längst nicht mehr anzusehen.

Die Folge dieser Rezeptionsgeschichte ist, dass sich im Rahmen der deutschsprachigen *gender*-Theorie eine Vorstellung von französischem Poststrukturalismus herausgebildet hat, von der kaum mehr gewusst wird, dass

es sich um eine bestimmte und auch nicht unumstrittene Version dessen handelt, nicht nur, was in Frankreich selbst unter diesen Ansätzen theoretisiert wird, sondern auch, wie diese in den USA und Britannien verstanden werden (Adams/Cowie, 1990; Brennan, 1989). So entsteht unter anderem die Situation, dass wir im deutschsprachigen Raum einen Begriff geschlechtlicher Subjektivierung haben, wie er angeblich von der französischen Psychoanalyse ausgearbeitet wurde, der nicht nur einen nicht unproblematischen Umweg über Amerika nahm, sondern auch die Komplexität der englischsprachigen Diskussion in keiner Weise wiedergibt.

Das Theoriefeld, das in dieser Weise unter dem Stichwort ‚diskurstheoretisch‘ entstand und das oft mehr implizit als explizit als eine Art Konsens angerufen wird, lässt sich in etwa folgendermaßen umreißen: Es nimmt seinen Ausgang in einer bestimmten Lesart Foucaults, wonach soziale Strukturen diskursiv verfasst und Machteffekte somit auf Diskurse zurückzuführen sind (Pühl et al. 2004, 17). Dem scheint Lacans Vorstellung von Geschlecht als einer sprachlichen Position zu entsprechen, womit folglich auch die so vorgestellte diskursive Hervorbringung von Geschlecht als ein Machteffekt zu begreifen ist. Von einer offenen Übernahme von Derridas Begriff der Dekonstruktion stammt dann die Vorstellung, dass Geschlechter als solch sprachliche Positionen aufgrund des differenziellen Moments der Sprache dekonstruiert werden können. ‚Das Diskursive‘ wird hier also insofern auf der Hintergrundmatrix der spezifischen, d.h. Ich-psychologischen Tradition des *gender*-Begriffs reinterpretiert, als dessen Tätigkeit – die Tätigkeit, die dann im Wort ‚Konstruktion‘ zum Ausdruck kommt – als ‚Zuschreibung von‘ oder ‚Zuweisung von‘ aufgefasst wird. Der Ich-psychologischen Herkunft des *gender*-Begriffs bleibt dieses Diskursverständnis darin verpflichtet, als es die Seite des Gesellschaftlichen am Geschlecht als Auferlegung einer Kohärenz – als Rollenzuweisung eben – versteht, wobei dieses Verständnis von Geschlecht als feststehende Identität dann das Inkohärente als subversives Element erscheinen lässt. Dass das Gesellschaftliche als Auferlegung von Kohärenz erscheint, und das Subversive folglich als das ins Spiel bringen von dessen „konstitutive(m) Außen“, wie Judith Butler sagen würde (1997, 23/84), dies ist eine gesellschaftstheoretische Annahme, die sich so in den französischen Theorieansätzen kaum findet.

Wie weitgehend sich dieses Diskursverständnis jedoch durchsetzen konnte, kommt beispielsweise in einem Eintrag in Metzlers Lexikon zu *Gender Studies* zum Ausdruck, wo es selbstverständlich heißt: „Unter Bezugnahme auf die Dekonstruktion wird die Geschlechtsidentität (...) als Effekt sprachlich-differenzieller Prozesse verstanden, die jeder Essentialität entbehrt. Ziel ist folglich weniger die Kritik an männlicher Herrschaft und die Forderung nach Gleichberechtigung von Frauen. Zwar setzen sich die *Gender Studies* auch mit der Asymmetrie zwischen den Geschlechtern auseinander, sie fragen darüber

hinaus aber auch nach der Konstitution, der Funktion und der spezifischen Ausformung der Geschlechterdifferenz in der jeweiligen Gesellschaft.“ (143)

Der diskursive Fokus hat hier also einen bemerkenswerten, und wie ich gleich feststellen werde, von der Theoriegeschichte her wenig begründbaren Effekt: Der Link mit der Sprache führte offenbar dazu, dass die Frage der ‚Herstellung‘ der Geschlechter in der Tendenz nicht nur diejenige nach ihrer Hierarchisierung ersetzte, sondern dass die so vorgestellte Herstellung offenbar auch weitgehend von der Frage der Hierarchie abstrahieren kann. Ja, in der Tendenz wird die Hierarchisierung überhaupt in Frage gestellt, weil diese ‚Konstruktion‘ die Männer gleichermaßen tangiert: Wenn das zu skandalisierende Moment im Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit gesehen wird und das mit der sprachlichen Festlegung (zweier Geschlechter) begründet werden kann, so sind Männer und Frauen gleichermaßen davon betroffen. Genau diese Kongruenz ist aber aus theoriegeschichtlicher Sicht wenig plausibel. Worin also unterscheidet sich ein solches Verständnis des Diskursiven, das die Funktion von Sprache in der Geschlechtskonstitution primär als Festlegung zweier geschlechtlicher Identitäten versteht, vom Subjekt- und Sprachverständnis Lacans? Und wieso beharre ich überhaupt darauf, dieses Verständnis mit demjenigen Lacans zu konfrontieren. Ich tue dies aus dem einfachen Grund, weil es maßgeblich Judith Butlers Lacan-Rezeption war, wodurch überhaupt die Vorstellung von der sprachlichen Verfasstheit von Geschlecht Eingang in die *gender*-Theorie resp. deren *queere* Ausrichtung gefunden hat.

Butler leitete aus Lacans Aussage, dass Subjekte als ‚Positionen‘ im Symbolischen zu verstehen seien, ab, dass Sprache so etwas wie eine „diskursive Forderung“ sei, eine „kohärente() Identität“ anzunehmen. (2001b, 83) Dazu schrieb sie bereits in *Körper von Gewicht*: „Die Sexuierung des Ichs durch das Symbolische zielt darauf ab, diese Instabilität des Ichs, verstanden als eine imaginäre Bildung, abzumildern. Hier ist es ganz wichtig zu fragen, wo und wie die Sprache auftritt, um diese stabilisierende Funktion zu erfüllen, und zwar besonders, wo und wie sie zur Festlegung der sexuierten Positionen auftritt.“ (1997, 194) Bereits an dieser Stelle wird die für das *gender*-Paradigma konstitutive Vorstellung, dass Sprache auftritt, um ‚festzulegen‘, deutlich. Butlers Vorstellung von Veränderbarkeit ist allerdings integral darauf angewiesen, dass Sprache dies tut, denn nur als solche, feststehenden, Positionen gehorchen geschlechtliche Positionen überhaupt dem Gesetz der Resignifizierbarkeit, das heißt der für Butlers Vorstellung von Wandelbarkeit konstitutiven Annahme, dass Geschlechter als Bedeutungspositionen folglich auch auf der Ebene der Sprache verschiebbar seien: Wenn Geschlechter sprachlich verfasst sind, so das Argument, dann lässt sich das differenzielle Moment der Sprache gegen die Verfestigung geschlechtlicher Positionen ins Spiel bringen (1997, 24-41/47-49/194-197; 2001a, 33-49; 2001b, 91-100). Nun

lässt sich diese Annahme allerdings nur schwerlich mit Lacan begründen, denn für Lacan gehört genau diese Instabilität integral zur geschlechtlichen Position.

2.b) Lacans Sprachverständnis

Lacan nämlich versteht die beiden geschlechtlichen Positionen gerade nicht als (,diskursiv erzeugte') Geschlechtsidentitäten, sondern als zwei unterschiedliche Positionierungen vis-à-vis der Funktion von Sprache. Dementsprechend tritt die Sprache auch nicht auf um festzulegen, sie ist vielmehr verantwortlich für das Scheitern jedwelcher Annahme von Identität.

Um den Unterschied eines solchen Subjektverständnis zu demjenigen von *gender* deutlich zu machen, mag es hilfreich sein, auf ein Wortspiel zurückzugreifen, das die US-amerikanische Theoretikerin Joan Copjec verwendet, um Lacans Vorstellung von der sprachlichen Funktion zu verdeutlichen (1989, 229). Dabei bedient sich Copjec der Doppelbedeutung des Wortes *to carve*, das einerseits (heraus)meißeln, andererseits aber auch zerstückeln heißt. Obwohl Lacan der Annahmen, dass der Körper geschrieben, das heißt, durch Sprache konstituiert sei, nicht nur zustimmen würde, sondern dies ganz eigentlich seine eigene Position sei, verbinde er doch, so Copjec, damit etwas anderes als jene feministische Strömung, die sich diese Vorstellung von der Konstruiertheit des Körpers zu eigen gemacht habe. [Ich möchte dazu eine längere Passage von Copjec zitieren. Copjec schreibt:](#)

„Der Körper ist geschrieben, er ist durch Sprache konstruiert und nichts der Sprache Vorgängiges; alle Arbeiten über die ‚Technologien des Körpers‘ haben das oft genug wiederholt. Lacan würde das nicht verneinen, im Gegenteil, es ist genau seine Theorie, welche das Einnehmen eines solchen Standpunktes erlaubt. Trotzdem würde ich sagen: Wenn Lacan uns sagt, dass die Sprache den Körper zerteilt [*carves up*], dann spricht er von einem unfreundlicheren Schnitt als dem, der einfach ein Körperbild meißelt oder schnitzt [*carves out*] (im Sinn von definiert), durch welches das Subjekt sein Sein annehmen wird. Der Schnitt, von dem Lacan spricht, meint im Gegensatz dazu gerade, dass das Bild aufgeteilt, zerstückelt wird [*carves up*] und so das Subjekt dazu treibt, sein Sein jenseits dessen zu suchen, was das Bild ihm präsentiert; er bringt das Subjekt dazu, in seinem Bild etwas zu finden, das fehlt.“
(1989, 235 Ü. t.s.)

Während die *gender*-Theorie also das Bild für die Subjektconstitution hält, ist es Lacans Aussage, dass das Subjekt dadurch entsteht, dass es gewahr wird, dass in seinem Bild etwas fehlt. Das Subjektverständnis Lacans ist ganz zentral um dieses Fehlen herum konzipiert, und damit gerade nicht um eine Identität, sondern um einen Mangel. Dies meint Copjec, wenn sie feststellt, dass die Sprache den Körper nicht ausschneidet, sondern aufschneidet: aufschneidet, oder eben zerstückelt, weshalb Lacan vom Subjekt auch als einem gespaltenen spricht: Wenn Lacan uns sagt, dass die Sprache das Subjekt dazu bringt, in seinem Bild etwas zu finden, das fehlt, so heißt dies nichts anderes, als dass für

ihn die Sprache genau jenes Moment in der Subjektkonstitution darstellt, das die imaginäre Kohärenz des Bildes, in welchem das Subjekt glaubt, sich selbst in seiner Ganzheit erfassen zu können, aufbricht. Die Sprache steht damit für nichts geringeres als jene grundsätzliche Enteignung, die den Eintritt des Subjekts in die soziale Welt markiert. Sie bezeichnet eine grundlegende Verwiesenheit, die uns in unserer Allmacht einschränkt, insofern wir als soziale Wesen auf andere angewiesen, ja, an andere verwiesen sind – ein Umstand, der in Lacans Verständnis das Subjekt in Form einer Kerbe, eben jener Spalte des von ihm so bezeichneten gespaltenen Subjekts durchzieht. Letztlich, und in einem sehr umfassenden Sinn, bezeichnet für Lacan die sprachliche Seinsweise des Menschen über den Umstand einer grundsätzlichen Verwiesenheit hinaus schlicht die Tatsache unseres Geborenwerdens in Abhängigkeit und unserer Sterblichkeit als einer grundlegenden Bedingtheit des menschlichen Daseins, ein Fehl, der das Subjekt aber gleichzeitig dazu bringt, beständig das Komplement zu diesem Fehl zu suchen und es damit befähigt, ein begehrendes zu sein. Was folglich in Lacans Verständnis die Funktion der Sprache von der Funktion des Bildes in der Subjektkonstitution unterscheidet, ist, das Letztere (und folglich das, was die *gender*-Theorie in ihrer Kritik an Repräsentationen normativer Männlichkeit und Weiblichkeit anvisieren,) nur für den einen Teil der Subjektkonstitution und sozusagen deren erster Schritt zuständig ist. Das Subjekt im Sinne Lacans ist das, was entsteht, wenn dieses Bild, und damit die vermeintliche Kohärenz des Selbst, aufgebrochen ist.

Charles Shepherdson (1994) hat in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hingewiesen, dass die *gender*-Theorie in ihrer Adaption der Psychoanalyse gewissermaßen auf halben Weg stehen bleibt, indem sie nicht zwischen der Rolle des Bildes und derjenigen der Sprache in der Subjektkonstitution unterscheidet. Vielmehr lässt sie die Rolle der Sprache vollständig in derjenigen des Bildes aufgehen, indem sie Sprache als eine Art Abbildfunktion versteht: Sprache und bildliche Repräsentation fallen hier in eins und beide hätten sie die Funktion, die beiden Geschlechter entlang Repräsentationen normativer Weiblichkeit und Männlichkeit auszurichten. Was dabei verfehlt wird, ist ganz genau Lacans genuin eigenes Sprachverständnis, welches das Subjekt um ein Scheitern herum konstituiert sieht, in dessen Mitte sich gerade kein Bild, sondern ein Fehlen, ein Loch oder Mangel: eben die bereits genannte Verwiesenheit auf andere findet (Shepherdson 1994, 168f; Lacan 1991a).

Wenn Geschlechter demnach keine Repräsentationen sind, was sind sie dann, resp. wodurch werden sie in Lacans Verständnis konstituiert? Lacan beantwortet diese Frage dahingehend, dass er die Geschlechter bezüglich dieser Struktur der Verwiesenheit unterschiedlich angeordnet sieht. In seinen „Formeln der Sexuierung“, wie er sie in seinem Seminar *Encore* formuliert, kommt zum Ausdruck, dass diese Kerbe eigentlich nur die männliche Seite durchzieht, während die weibliche, um es etwas vereinfacht auszudrücken, diese Kerbe

gewissermaßen selbst ‚ist‘. Man könnte dies so formulieren, dass sich die weibliche Seite dadurch definiert, dass sie diese Rolle oder Funktion der Kerbe für männliche Seite verkörpert. Dies bedeutet aber gleichzeitig, und das ist ganz zentral, dass die weibliche Seite als diese Funktion ihr nicht selbst unterstellt ist: Insofern sie diese Funktion selber vorstellt, ist sie ihr nicht gleichzeitig selbst auch unterstellt. Joan Copjec hat dies in die Formulierung gefasst, dass geschlechtliche Positionen zwei Positionen bezüglich des Scheiterns der Sprache sind (2004a, 243-265/238), ‚Scheitern der Sprache‘ nun eben in dem genannten Sinn, dass es die Sprache ist, die für das Scheitern des Subjekts, ein kohärentes Bild von sich zu befestigen, zuständig ist. Wenn nun die Geschlechter in Lacans Verständnis bezüglich dieses Scheiterns unterschiedlich angeordnet sind und zwar in einer Weise, die das Weibliche das Scheitern der männlichen Position sein lässt, so heißt dies nichts anderes, als dass nur die männliche Position zu einem solchen Schnitt und das heißt auch, in die Position des Begehrens gelangt. Was Lacan damit zum Ausdruck bringt, ist nichts geringeres als seine sprachtheoretische Fassung von Freuds Diktum, dass die Libido männlich sei.

Lesen wir das als Kulturdiagnose und nicht einfach als Lacans resp. Freud ganz privaten Sexismus, so können wir auch daraus eine Aussage über diese viel zitierte ‚Konstruktion‘ von Geschlecht ableiten. Allerdings lautet hier dann die Aussage, dass Sprache die Geschlechter in einer Weise konstituiert, in der das Weibliche – selber der sprachlichen Funktion nicht unterworfen – vielmehr die Sprachfunktion der oder für die männlichen Seite vorstellt, was eine sehr andere Aussage ist, als die, dass die Sprache zwei Geschlechter generiert. ([Vielleicht nochmals einen Hinweis, was der Zusammenhang von Fehl/Mangel und der Möglichkeit zu begehren ist. →diese Möglichkeit heißt bei Lacan „symbolische Kastration“.](#))

Lacans sprachtheoretische Fassung von Freuds ödipaler Konstellation – und darum ist er für die feministische Theorie überhaupt von Interesse –, bringt also zum Ausdruck, dass es der von den Individuen zu entrichtende Preis beim Eintritt in die Kultur ist, der die Geschlechter scheidet. Es ist diese Anordnung der Geschlechter vis à vis des von Lacan so bezeichneten ‚symbolischen Gesetzes‘, die die geschlechtlichen Positionen sehr grundsätzlich als nicht auf derselben Ebene liegend – man könnte auch sagen, nicht auf derselben Ebene ‚konstruiert‘ – erscheinen lässt und bei der man, will man darin Lacan folgen, eigentlich von einer grundsätzlich kategorialen Asymmetrie in der Konstruktionsweise der Geschlechter sprechen müsste. Streng genommen fehlt damit der weiblichen Position überhaupt die Geschlechtlichkeit. Und Lacan zögert denn auch nicht, das in *Encore* explizit so zu formulieren (1986, 12/106).

Was uns damit die Lacansche Psychoanalyse als Rätsel zu denken aufgibt, ist, dass das Geschlechterverhältnis nicht stabil ist, weil die Positionen der beiden

Geschlechter zwei kohärente Identitäten sind. Es scheint vielmehr eine Stabilität im Geschlechterverhältnis jenseits der Kohärenz geschlechtlicher Identitäten zu geben. Und das wiederum könnte erklären, warum trotz weitreichendem sozialem Wandel in den Geschlechterleitbildern spätkapitalistischer Gesellschaften das einzig stabile ihre nach wie vor bestehende Hierarchisierung ist.

3. Engführung – politische Implikationen

Allerdings: Freuds Männlichkeit der Libido, die bei Lacan in dieser spezifisch geschlechtlichen Konnotation der Sprachfunktion erscheint, ist in der feministischen Theorie via diesem Link der Sprache mehr oder weniger stillschweigend übergegangen in eine dann beide Geschlechter gleich betreffende Diagnose von der sprachlichen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. Was meines Erachtens das fruchtbarste an Lacans Theorie ist: seine sprachtheoretische Fassung der ödipalen Konstellation, ist so verschwunden. Relevant ist dies insofern, als daraus eine geradezu konträre Schlussfolgerung folgt: Während aus der Perspektive einer Kritik an Lacan, die sein Subjektverständnis ernst nimmt, die weibliche Seite überhaupt erst einmal als Subjektposition zu formieren wäre, ‚Subjekt‘ dann eben als einer der sprachlichen Mittelbarkeit unterworfenen Position, sind aus der Perspektive von *gender* zwei Geschlechter zu dekonstruieren. Versucht man diese Diskrepanz inhaltlich zu fassen, so handelt es sich um zwei unterschiedliche Auslegungen von Lacans sprachtheoretische Fassung der ödipalen Konstellation, die dementsprechend zwei grundsätzlich verschiedene Vorstellungen davon mit sich bringen, wie diese Konstellation und die daraus resultierenden geschlechtlichen Positionen zu verändern wären.

Dies sind im Wesentlichen die beiden Positionen von Luce Irigaray und Judith Butler. Ohne dies hier ausführen zu könne, ließe sich dies auch so formulieren, dass das Theorem einer Verwerfung der Mutter-Tochter-Beziehung durch das Theorem einer sich mittels zwei Geschlechtskörper stabilisierenden Norm der Heterosexualität ersetzt wurde. Meines Erachtens ist die Frage, was die Ersetzung des Theorems eines ‚Muttermordes‘ durch ein – beide Geschlechter gleichermaßen betreffendes – Theorem des Verbotes des gleichgeschlechtlichen Liebesobjekts, mit andern Worten der Übergang der feministischen zur *queer*-Theorie gesellschaftstheoretisch bedeutet, bisher nicht wirklich geklärt. Die Ersetzung vollzog sich mehr oder weniger stillschweigend, oft kommt sie als ‚Weiterentwicklung‘ daher.

Doch kann nun wenigstens die Bedeutung des Unterschieds zwischen dem englischen *identity* und dem französischen *sujet* präzise gefasst werden./Die Bedeutung des Unterschieds zwischen dem englischen *identity* und dem französischen *sujet* kann nun jedoch präzise gefasst werden: zumindest für die

Geschlechtertheorie hat dieser Übergang weitreichende Folgen, indem die kategoriale Asymmetrie bezüglich der Subjektposition im englischen *identity* nicht erscheint: Selbstverständlich haben auch Frauen *gender-identity*, aber das heißt nicht, dass sie in die Position des *sujet* gelangten. Und noch mehr: Auf dem Hintergrund des englischen *identity* erscheint es so, wie wenn die – aufgrund der französischen Psychoanalyse notwendig erscheinende – Artikulation einer weiblichen Subjektposition eine *identity* wäre. Das ist offensichtlich ein Missverständnis und ich habe keine Ahnung, ob die theoretische Aufarbeitung dieses Missverständnisses überhaupt etwas bringt. Festhalten lässt sich jedenfalls, dass es inkorrekt ist zu sagen, wie es bei uns in jeder Einführung in *Gender Studies* heißt, dass die *gender*-Theorie die Psychoanalyse dekonstruiere. Nein, es sind zwei grundsätzlich unterschiedliche, ja, inkompatible Vorstellungen über die Konstruktionsweise von Geschlecht. Und folglich auch über das, was zu dekonstruieren wäre. Hinzuweise wäre, dass es genau über diesen Punkt im englischsprachigen Raum verschiedentlich Kontroversen gab. Aber davon wissen wir im deutschsprachigen Raum leider nichts. Der Stand der anglophonen Diskussion ist offenbar ein deutschsprachiges Konstrukt.

Ich danke Ihnen!

Ende

4. Literatur

- Adams**, Parveen / Cowie, Elizabeth (eds), 1990: *The Women in Question*: m/f. Cambridge/Massachusetts
- Annuß**: Evelyn, 1996: Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom. In: *Das Argument* 216, Jg. 38, Heft 4, 505-524
- Barnard**, Suzanne / Fink, Bruce (eds), 2002: *Reading Seminar XX: Lacan's Major Work on Love, Knowledge, and Feminine Sexuality*. New York
- Barnard**, Suzanne, 2002a: Introduction. In: Barnard, Suzanne / Fink, Bruce (eds): *Reading Seminar XX: Lacan's Major Work on Love, Knowledge, and Feminine Sexuality*. New York, 1-20
- Butler**, Judith, 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.
- Butler**, Judith, 1997a: Das Ende der Geschlechterdifferenz? In: Huber, Jörg / Heller, Martin (Hg.): *Konturen des Unentschiedenen: Interventionen*. Museum für Gestaltung. Basel/Frankfurt/M., 25-43
- Butler**, Judith, 1997b: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen von Geschlecht. Frankfurt/M.
- Butler**, Judith, 2001a (engl. Orig. 2001): *Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod*. Frankfurt/M.
- Butler**, Judith, 2001b (engl. Orig. 1997): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M.
- Brennan**, Teresa, 1989a: Introduction. In: Dies. (ed.): *Between Feminism and Psychoanalysis*. London, 1-23
- Copjec**, Joan, 1989: Cutting up. In: Brennan, Teresa (ed.): *Between Feminism and Psychoanalysis*. London, 227-246
- Copjec**, Joan, 1990: m/f, or Not Reconciled. In: Adams, Parveen / Cowie, Elizabeth (eds): *The Women in Question*. m/f. Cambridge, 10-18
- Copjec**, Joan (ed.), 1994: *Supposing the Subject*. London/New York
- Copjec**, Joan, 2002: *Imagine There's No Women; Ethics and Sublimation*. Massachusetts
- Copjec**, Joan, 2004 (engl. Orig. 1994): *Lies mein Begehren. Lacan gegen die Historisten*. München
- Copjec**, Joan, 2004a (engl. Orig. 1994): *Das Geschlecht und die Euthanasie der Vernunft*. In: *Lies mein Begehren. Lacan gegen die Historisten*. München, 233-268
- David-Menard**
- Foucault**, Michel, 1993a: About the Beginning of the Hermeneutics of the Self. Two Lectures at Dartmouth. In: *Political Theory*, vol. 21, no. 2, 198-227
- Foucault**, Michel, 1993b (engl. Orig. 1988): *Technologien des Selbst*. In: Martin, Luther H. / Gutman, Huck / Hutton, Patrick H. (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt/M., 24-62
- Foucault**, Michel, 1993c (engl. Orig. 1988): Die politische Technologie der Individuen. In: Martin, Luther H. / Gutman, Huck / Hutton, Patrick H. (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt/M., 168-187
- Foucault**, Michel, 2004a: *Geschichte der Gouvernementalität, Band I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Frankfurt/M.
- Foucault**, Michel, 2004b: *Geschichte der Gouvernementalität, Band II: Die Geburt der Biopolitik*. Frankfurt/M.
- Gast**, Lilli, 1994: Der Körper auf den Spuren des Subjekts. Psychoanalytische Gedanken zu einer Schicksalsgemeinschaft in dekonstruktiven Turbulenzen. In: *Die Philosophin*, Heft 10, Jg. 5, 27-49
- Gast**, Lilli, 1996: Subjektwerdung und Geschlechtskonstitution. Die Erkenntnislogik der Freudschen Psychoanalyse und ihre Bedeutung für den feministischen Diskurs am Beispiel des Subjektbegriffs. In: Grosz-Ganzoni, Ita-Maria (Hg.): *Widerspenstige Wechselwirkungen. Feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik*. Tübingen, 85-114
- Hennessy**, Rosemary, 1996: *Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung*. In: *Das Argument* 216, Jg. 38, Heft 4, 539-550
- Hennessy**, Rosemary, 2000: *Profit and Pleasure. Sexual identities in Late Capitalism*. New York/London
- Kohlmorgen**, Lars, 2004: *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordimus*. Münster
- Lacan**, Jacques, 1986a (franz. Orig. 1975): *Encore. Das Seminar. Buch XX (1972-1973)*. Weinheim/Berlin
- Lacan**, Jacques, 1991a: Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewussten. In: *Schriften II*. Weinheim/Berlin, 165-204
- Lacan**, Jacques, 1991: Die Bedeutung des Phallus. In: *Schriften II*. Weinheim/Berlin, 119-132
- Maihofer**, Andrea, 2003b: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. In *Widerspruch* 44 , 135-145

- Metzler** Lexikon: Kroll, Renate (Hg.), 2002: Gender Studies / Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar
- Pühl**, Katharina / Paulitz, Tanja / Marx, Daniela / Helduser, Urte, 2004: Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In: Helduser, Urte / Marx, Daniela / Pühl, Katharina (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt/M./New York, 11-30
- Rubin**, Gayle 1975, „The Traffic in Women: Notes on the 'Political Economy' of Sex“, in: Reiter, Rayna R. (Hg.): Toward an Anthropology of Women, New York/London, 157-210.
- Segal**, Lynne, 2009: Erneuerung des Feminismus. In: Argument 281, Jg. 51, Heft 3, 420-429
- Shepherdson**, Charles, 1994: The *Role* of Gender and the *Imperative* of Sex. In: Copjec, Joan (ed.): Supposing the Subject. London/New York, 158-184
- Waniek**, Eva / Stoller, Silvia (Hg.), 2001: Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie. Wien
- Žižek**, Slavoj, 2002: The Real of Sexual Difference. In: Barnard, Suzanne / Fink, Bruce (eds): Reading Seminar XX: Lacan's Major Work on Love, Knowledge, and Feminine Sexuality. New York, 57-75
- Žižek**, Slavoj, 2006: Objet a in Social Links. In: Clemens, Justin / Grigg, Russell (eds.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII. Durham/London, 107-128
- Zupančič**, Alenka, 2001: Das Reale einer Illusion. Kant und Lacan. Frankfurt/M.
- Zupančič**, Alenka, 2006: When Surplus Enjoyment Meets Surplus Value. In: Clemens, Justin / Grigg, Russell (eds.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII. Durham/London, 155-178